

Berner Gespenstergeschichten

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rischer Möglichkeiten, die reich, selten und ausgeprägt genug ist, um ihrem Eigner feine und starke Entwicklungen, Erfindungen zu gestatten. Ein Zeichentalent kommt ihm zustatten, das ihm erlauben wird, das Ueberkommene um und um zu modeln, bis es durchaus sein Besitztum und Spiegel wird, und welches uns eine Bürgschaft ist, daß Schmied nicht wie so viele Schnellfertige die erste Pressung seiner Hand nun auch für eine Expression halten wird. Er hat Gewissen, Geschmeidigkeit und Kraft: was will ein Plastiker für bessere Musen?

* * *

Von Rechtswegen müßte noch eine

Würdigung zweier von uns gegangenen Männer folgen, des Poeten Tavan (Genf), des Archäologen Secrétan (Lausanne). Beide waren und bleiben hochverdiente Arbeiter in den Weinbergen, die das Schicksal ihnen angewiesen hatte und die nah aneinanderlagen; der eine erneuerte die Poesie des Altertums mit Versen (La Coupe d'Onyx), der andere mit dem Spaten (Forschungen in Aventicum). Ich habe Neigung Secrétan eher in höhern Rang zu setzen: er trug eine helle und warme Leidenschaft zur Schweiz und ihren Tüchtigen im Herzen. (Galerie suisse 1873—1880).

Dr. Johannes Widmer, Genf.

Berner Gespenstergeschichten.

Mit einem Textbild.

Wer durch die winzigen Gäßlein und Laubenecken der bernischen Altstadt schlendert, hier ein merkwürdiges Haus und dort eine uralte Treppe oder einen geheimnisvollen Durchgang betrachtend, der wundert sich nicht im geringsten zu vernehmen, daß es heute noch in solchen Gegenden der Stadt spuken und gespenstern soll. Und wer gar noch von all den müsteriösen unterirdischen Gängen weiß, die von vielen uralten Häusern und Gassen der Stadt bis hinunter an und in die Aare führen sollen, der begreift nur zu gut, daß ängstliche und schreckhafte Gemüter sich da alle möglichen und unmöglichen Geschichten zusammenbrauen und andern mitteilen mochten. Daß es in einer jahrtausend alten Stadt, in welcher einst Ritter und andere Mächtige hausten, und in welcher einige Kloster mit mehr oder weniger sündigen Mönchen und Nonnen standen, heute noch „umgeht“; daß um die mitternächtige Stunde, wenn es vom Zeitglocken oder vom Rathaus oder vom Nydeckkirchenturm zwölf Uhr schlägt und der Mond seine grünlichen Lichter und seine seltsamen Schatten in die Gäßlein und Winkel wirft — daß da heute noch Unerlöste seufzen oder fluchen oder allerlei Lärm machen oder auch nur lautlos an den Ort ihrer einstigen Freveltat zurückkehren müssen, umsonst auf Erlösung harrend, das gehört zu einer alten Stadt und verleiht ihr den eigentümlich romantischen Reiz und jenes geheime Leben, das nicht an Menschenritte und Wagenrasseln, nicht an Geschäftigkeit und Hämmern und Hundebellen gebunden ist, sondern gleichsam in den grauen Mauern selber webt und aus ihnen summt.

Was sich die Leute, Gebildete und Un-

gen und mitternächtigen Umgehen, von Sagen, die sich mit ganz bestimmten Häusern oder Gassen verknüpfen, und von Märchen, die historische Gestalten wie den General Lentulus oder den treuen Ritter Rägeli wachrufen, heute noch erzählen, das hat Hedwig Correvon gesammelt und in einem hübschen Büchlein — mit Vorwort von Johannes Jegerlehner — vereinigt (Union-Verlag, Bern 1919). Man staunt über die Fülle von gespenstischen Erinnerungen, die in Bern noch lebendig sind: da spuken Ratsherren, Advokaten, Klosterfrauen, Beginen, Tanzlustige und sündige Frauen, Krankenschwestern und Selbstmörderinnen, Geharnischte und Hexen. Hedwig Correvon hat die Geschichten nicht literarisch oder künstlerisch irgendwie zu rechtstilisiert, sondern sie genau so nüchtern oder so gruselig wiedererzählt, wie sie sie vernommen, selbst jene, die durch eine kleine künstlerische Bearbeitung an Stimmung, Spannung und Eindringlichkeit viel hätten gewinnen können. Diese Ehrlichkeit zeugt jedoch für das aufrichtige Interesse, das die Sammlerin an der Sache selbst hat, und alle jene, welche Bern kennen und lieben, werden ihr dankbar sein für dieses reichhaltige Büchlein.

Dies besonders auch deshalb, weil es von dem bekannten phantastischen Berner Radierer Hans Eggmann so reichlich und originell illustriert worden ist. Da konnte Eggmann seine ganze fabulierfreudige und gruselige Phantasie tanzen lassen, in Kopfleisten, Bignetten und in ganzseitigen Bildern. Aber so schrecklich und gespenstisch auch seine Spukgestalten, menschliche und tierische, sein mögen, so seltsam auch Mond und Sterne auf das Geistern herabfunkeln — der Künstler hat dennoch stets ein

Sternchen Humor und Lächeln übrig behalten, um das Grausige nicht gar so überwältigend, das Furchterregende ein bischen spassig zu machen. Als eines der bestgelungenen, in seiner Stimmung einheitlichsten Bilder können wir hier die Illustration zu der Geschichte „Schuhe ins Grab“ wiedergeben; dieser alte Mann soll von Zeit zu Zeit nachts zwölf Uhr von der Friedtreppe aus nach der Junkerngasse hinaufgeistern und laut jammern: „Zieht jedem Toten Schuhe ins Grab an“. Die einen behaupten, er laufe auf Bocksfüßen, die andern, er habe überhaupt keine Füße. Für die Sphesternacht wird dieses interessante und originelle Büchlein manchem willkommen sein.

W. Rz.

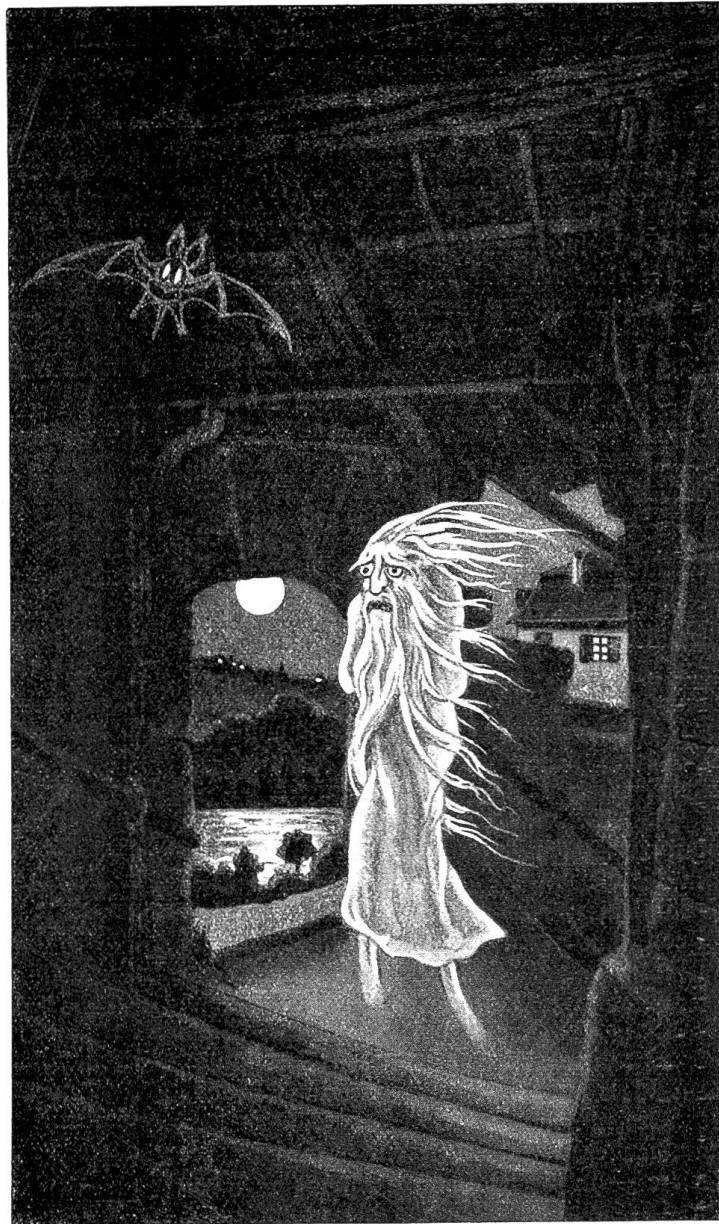
* * *

Als Kostprobe dürfen wir unsern Lesern mit freundlicher Erlaubnis der Verfasserin die Geschichte „Die verweigerte Messe“ vorsetzen:

Ein Handwerksbursch war den ganzen Tag gelaufen, ohne die Stadt vor Anbruch der Nacht erreichen zu können. Er suchte deshalb in einer kleinen Kapelle außerhalb des Stadtringes einen Unterschlupf und war froh, die Nacht unter einem Dach verbringen zu können. Alles war still und ruhig, kein Mensch um den Weg. Sogar die Fledermäuse schienen sich nicht aus ihren Schlupfwinkeln bewegen zu wollen. Nur auf dem Altar brannte ruhig ein kleines Licht. Der junge Mann schob seinen Wandersack unter den Kopf und schlief bald fest ein. Da schreckte er plötzlich auf: eine laute Stimme hallte durch das Gewölbe, erfüllte den Raum, daß die Wände auseinanderzubersten drohten und das Licht auf dem Altar unruhig zu flackern begann. „Ist jemand hier?“ rief die Stimme, und dann zum zweiten- und drittenmal: „Ist jemand hier?“ Der Bursche wollte enteilen; doch etwas hielt ihn in der Kapelle zurück. Voller Scheu blickte er nach der Richtung, von der die Stimme kam, und da sah er auf dem Altar ein aufgeschlagenes Buch, das vorher noch nicht dagelegen hatte. Wie er genauer hinsah, konnte er eine Knochenhand erkennen, deren Zeigefinger auf einer Zeile der Buchseite lag. Und aus dem Dämmer hob sich nach und nach eine dunkle Priestergestalt hervor,

deren Antlitz er nicht erschauen konnte. „Ich bin hier“, sagte der Bursche schüchtern, „ich habe hier ein wenig geschlafen,“ und wollte sein Bündelchen vom Boden aufheben.

„Kannst du eine Messe lesen?“ tönte es in ganz verändertem Tone vom Altar her. „Komm nur her, ich tue dir nichts.“ Der Bursche ging zagend zum Altar vor und las aus dem Buche eine Messe, so gut er es eben konnte. Lautlos blieb der Priester an seiner Seite stehen. Von Zeit zu Zeit hob er die knöcherne Hand, um das Zeichen des Kreuzes zu schlagen. Als der Bursche geendet hatte, sagte er mit bittender Stimme: „Bespritze mir die Hand mit Weihwasser.“ Auch das tat der junge Mann. Da hob ein langer, tiefer Seufzer die Brust des sonderbaren Priesters, und wie zum Danke legte er die Hand auf die Schulter des Handwerksburschen. „Jetzt



Hans Eggimann, Bern. „Schuhe ins Grab“. Illustration zu Hedwig Correvon: „Gespenstergeschichten aus Bern“.

bin ich endlich erlöst," sagte er mit tiefer Stimme. „Hundert Jahre habe ich an diesen Ort zurückkommen müssen und habe im Grabe keine Ruhe gefunden. Denn einst ist eine arme Frau zu mir gekommen und hat mich gebeten, für ihr Kind eine Messe zu lesen. Ich habe dies verweigert, weil sie kein Geld bei sich hatte. Da ist sie nach Hause gegangen und hat die letzten sechzig

Rappen, die sie noch hatte, geholt und sie mir übergeben wollen. Ich aber habe zu ihr gesagt und sie dabei ausgelacht: „Geh und schau, ob du einen andern findest, der um dieses Geld eine Messe liest. „Und seither muß ich jede Nacht selber jemand suchen, der dies, und zwar ohne Lohn, tut.“

Hedwig Correvon, Bern.

Neue Schweizer Lyrik.

Walter Dietiker: Gedichte. — Hans Roelli: „Die Ungebundenen“, Verse eines Aufstieges. — Hans Rhy: Balladen und Lieder.

Es ist ein begrüßenswertes Unternehmen, wenn eine literarische Vereinigung wie die Berner „Zytglogge-Gesellschaft“ junge Dichter, unter ihrem Schutze gleichsam, herausgibt. Man sichert so dem betreffenden Autor von Anfang an eine, wenn auch kleine Lesergemeinde, und gewährt ihm damit eine moralische Rückenstärkung. Wohlwollen und kollegiale Gefühle dürfen indessen doch nicht dazu verleiten, bei der Auswahl der Produktionen, deren Weg an die Öffentlichkeit man befürwortet, allzu nachsichtig zu verfahren. Ermangelt der Verfasser der Selbstkritik, so sollten Wohlmeinende sich nicht scheuen und ihm die Unzulänglichkeiten in seiner Auswahl nennen, wenn anders man nicht, wider Wunsch, dem in unserer Demokratie heimischen Schlandrian in geistigen Dingen Vorschub leisten will.

Solcher Gefahr zu begegnen, scheint es immer wieder angebracht, Lesern wie Schaffenden einige Grundwahrheiten zu wiederholen, wie z. B. die: nicht ihr heimatlicher, familienhafter, religiöser, ethischer, denkerischer, erotischer, politischer Charakter macht eine Wortfügung zum Gedicht, — und wenn im Gedicht auch eine oder mehrere dieser Färbungen vorwiegen mögen, so bleibt ihre Wirkung für das Ganze doch eine sekundäre. Nicht minder wie bildende Kunst ist das reine und vollkommene Gedicht zunächst und vor allem Schauung und Gestaltung. Diese werden uns, rational gerurteilt, durch die Sprache vermittelt — in Wirklichkeit durch eine jener innewohnende Musikalität (Rhythmus und Melos), eine geistig-sinnliche Gewalt, die an das menschliche Unterbewußtsein rührt und die Fähigkeit hat, des Lesers Wunsch- und Traumwelt in Bewegung zu setzen.

Nicht jede Versifikation — oder korrekte Erfüllung eines metrischen Schemas — ist als solche schon lebendiges Kunstwerk (Schöpfung). Den Vers muß durchwegs ein innerer, aus der Seelen- und Blutkraft des Dichters herkommender Strom beleben. So mag die freiere — in diesem Sinn lebendige — Form unmittelbarer ergreifen als die gebundenere,

„kunstvollere“. Freilich stellt sich bei den Besten die „freie“ Form nur dann ein, wenn der immanente Rhythmus jede mehr äußere Fesselung sprengt, oder wenn der Ablauf eines seelischen Geschehens so zart und verschwiegend sich vollzieht, daß es Verfälschung seines Wesens wäre, wollte man ihn in vorgeschriebene Bahnen zwingen.

Die überlieferten metrischen Schemata aber waren ursprüngliche Erfindungen des Genius, und wenn man ihnen heute auch allzu sehr den antikischen oder gotischen (Sonett) Wesenszug anzumerken glaubt, so spricht es doch nicht gegen sie, wenn die Dichter unserer Zeit sie nur in seltenen Fällen wahrhaft zu durchdringen vermögen, und keineswegs für diese Zeit, daß sie gleichwertige Erfindungen nicht aufzuweisen hat.

Verfasser und Herausgeber der Gedichte von Walter Dietiker*) scheinen diese paar Einsichten ein wenig vergessen zu haben. Jedenfalls muß man aus der Mehrzahl der Gedichte der kleinen Sammlung schließen: Beide halten bereits das Hersagen von etwas Gemütvollem, das Bereden einer Stimmung, für Dichtung. Hierin irren sie. — Rechnen wir jene Mehrzahl ab, dann bleiben einige Lieder, deren Klang leis an Martin Greif und den frühern Eichendorff gemahnen („Der Sänger“, „Wanderzeit“, „Sommer“, „Die Bekannten“, „Geschenk“, „Stille Nacht“), einige frischen Aquarellen vergleichbare Landschaften und Stadtbilder („Verschneite Stadt“, „Die Stadt am Berg“, „Nach dem Sturm“); es bleiben die menschlich für sich einnehmenden „Sprüche auf einen Dichter“ und die Gedichte „Sterne“ und „Lichte Menschen“ neben Gleichnishaftem und Mythischem wie „Die eitle Stadt“ und „Sternenreigen“. Es bleibt uns der Umriß des Verfassers als der eines Menschen, welcher sich in die Gegebenheit eines ruhigen Daseins fügt, den nicht heftig nach Seelentiefen und Seelenfernen verlangt, der aber dankbar die Sonnenblicke seines Alltags genießt.

Siegfried Lang, Sils-Maria.

*) Verlegt bei A. Francke, Bern 1919.